



SonntagsBlick - 2006-03-05  
<http://www.blick.ch/sonntagsblick/>

Article URL:  
<http://www.blick.ch/sonntagsblick/medien/artikel33169>

---

**Kunst ist tot**

## Bad Religion

Günter Hack

### **Die Künstlergruppe Etoy will aus unserer Asche auferstehen. Ein lustiger neuer Totenkult aus der Schweiz.**

Aschermittwoch war schon. Ob die Jungs von der Künstlerformation Etoy diesen dunklen katholischen Feiertag kennen? Wahrscheinlich nicht. Denn sie präsentieren ihr Todesprojekt «Mission Eternity» ausgerechnet am Donnerstag und verpassen damit eine kostenlose Extra-Ladung jenseitiger Mystik. Um zur Projektpräsentation im Zürcher Kunstraum Walcheturm zu kommen, muss ich erst an einem Zirkus vorbei. Es macht Tschingderassa und es stinkt nach Tier. Das Zelt schlackert. Schneewirbel.

Die Kunsthalle selbst ist ein kaputter Raum, in dem ein kleines Bier fünf Franken kostet. Etwa fünfzig Leute verteilen sich im Atelier. Sie lassen sich in vier Kategorien einteilen: Journalisten, Zürcher Hipster ohne festen Job (Second-Hand-Klamotten, ohne Bier), Zürcher Hipster mit festem Job (Teure und seltsame Kleidung, mit Bier) und Etoy-Agenten in weissen Casual-Uniformen. Ein sehr ungeschicktes Videoteam stolpert zwischen den Leuten hindurch und dreht wackelige Bilder. Zwei Jungs, die sehr nach Webdesignern aussehen, haben sich in Styroporschalen indisches Essen mitgebracht und mampfen, als ob es morgen keine Samosas mehr gäbe. Und alle sitzen auf orangefarbenen schlaffen Luftkissenwürsten.

Bühne gibt es keine, dafür Beamer und Notebook, das Duo Infernale unserer Präsentationszivilisation. Wenn ich jetzt und sofort ein Theaterstück schreiben müsste, würde es ausschliesslich von einem jungen Mann handeln, der eine Präsentation halten muss und eine Stunde lang mit Beamer und Notebook kämpfen muss.

Und da ist er auch schon, der junge Mann, der Etoy-Agent. Er kämpft mit der Systemsteuerung, er schiebt ein paar Fenster hin und her, man sieht die Softwarerudimente auf seinem Desktop. Jeder Künstler will irgendwann Icon sein. Wenn diese Performance schon zum Programm gehört, dann ist sie wunderbar choreographiert, offen und souverän; sehr elegant wird da gemaust, alle relevanten Funktionen des Betriebssystems vorgeführt, doch CeBit ist ja erst nächste Woche, also besinnt sich der junge Mann und ruft eine Website auf, auf der erst einmal sämtliche Namen der wichtigsten Etoy-Agents stehen. Er liest die Namen vor. Alle.

Dabei transpiert die für mich interessanteste Information des Abends, nämlich dass Dr. Reinhold Grether noch existiert. Dr. Reinhold Grether, Kulturwissenschaftler und hauptberufliches Genie, einer der Berater von Etoy, war vor drei Jahren zumindest aus dem von mir beobachteten Netz verschwunden, gab seine mit

manischem Eifer betriebene Website zur Netzwissenschaft auf und tauchte unter. Ein drittklassiger Netzkunst-Prankster hatte dann versucht, ihn durch gefälschte Postings in einschlägigen Mailing-Listen und Einträge in Jobdatenbanken wie OpenBC als schwafelnden Daten-Zombie wiederaufstehen zu lassen, womit sich aber niemand täuschen oder belustigen liess. Grether lebt also noch. Gut.

Auch beim neuen Etoy-Projekt «Mission Eternity» geht es um Leben und Tod. Der junge Mann ruft eine Grafik auf den Schirm, die alles erklären soll und dabei so übersichtlich ist wie der Kodex Hammurabi in der Keilschrift-Originalfassung.

«Die Zeiten des kurzfristigen Hypes sind vorbei», sagt der junge Mann. Das Web hat die Generation nicht genährt, die sich ihm in den 90er Jahren verschrieb. Und die Künstler darunter erst recht nicht. Jetzt geht es darum, langfristige Sponsoren zu finden, denn als Webdesigner lebt sich's nicht so glamourös. Über die nächsten zehn Jahre hinweg will sich Etoy «Mission Eternity» widmen, einem digitalen Totenkult, der, so der Laptop des jungen Mannes, «so ähnlich wie eine Religion» funktionieren soll.

Das Verfahren, im Zeitraffer dargestellt: Man begibt sich zu Etoy, füllt während einer einstündigen Sitzung ein ellenlanges XML-Formular aus, in dem am Ende die intimsten persönlichen Daten gespeichert sind. Höhepunkt der Aktion ist die Unterzeichnung einer juristisch sehr ausgebufften Erklärung, mit der sich der Kunde verpflichtet, sich im Falle seines Ablebens verbrennen und anschliessend die Asche einem Etoy-Agenten zukommen zu lassen. Der soll dann die Überreste des Kunden in ein kompliziertes LED-Visualisierungssystem einbringen, welches die Etoys in einem ihrer berüchtigten Container installieren wollen. Dieser Container steht draussen vor der Kunsthalle, auf dem Dach eines anderen Containers, und soll in den nächsten Wochen von den zuständigen Agenten mit der benötigten Technik bestückt werden. Unterdessen beschneit ihn die Welt.

Wer sich bei «Mission Eternity» registrieren lässt, wird komplett abfotografiert und gescannt. Alle Daten kommen schliesslich in ein virtuelles Konstrukt, das Etoy «Arcanum-Kapsel» nennt. «Nach dem Tod des Users wird ein individueller Post Mortem Plan aktiviert», sagt der junge Mann in bestem Jil-Sander-Deutsch. Das heisst: Die erfassten Daten sollen durch ein noch zu schaffendes Peer-to-Peer-Netzwerk geistern und dort vielleicht irgendetwas machen. Vor allem, nachdem der User tot ist.

Etoy will das Projekt zu einem Selbstläufer machen. «Es soll sowas werden wie eine Religion ohne Gott», sagt der junge Mann. Sein Laptop blinzelt. Das alles erinnert vage an die Idee, die der Linguist Thomas A. Sebeok 1981 im Rahmen eines Think-Tank-Berichts der Rand Corporation zur Atommüll-Problematik in den USA präsentierte: Um zu verhindern, dass zukünftige Generationen stracks in vor sich hinstrahlende Deponien hineinwandern, solle eine Atompriesterschaft gegründet werden, mit eigenen Ritualen und nah-religiösem Tamtam, die das Wissen um den tödlichen Müll durch die Generationen weiterträgt. Ausserdem gab es mal eine Folge der guten alten Cyberpunk-Serie «Max Headroom», in der ein Scherzbold eine Religion gründete, in der tote Opas als Computersoftware weiterlebten. Die Idee ging schon in der Serie schief.

Ich schweife ab. Wie die Etoys, die mittlerweile Urlaubsdias von ihrem letzten Ausflug zum Burning-Man-Festival in der Wüste Nevadas zeigen. Dort, so der junge Mann, hätten sie versucht, unter den 50.000 Festival-Teilnehmern wenigstens 50 ältere Zeitgenossen für ihr Programm zu rekrutieren, denn: «Unser CEO hat gesagt: wir brauchen eine Leiche!» Bis zum nächsten Computerkunst-Festival in San José, nämlich, wo das Etoy-Projekt eines der Highlights sein soll. Mit 50 rekrutierten Senioren, so der junge Mann, wäre die «statistische Chance darauf, dass einer stirbt» schön hoch gewesen. Er lacht über seinen unbeabsichtigten Witz eine Zehntelsekunde zu spät.

Beim Burning Man fanden sich nur drei Teilnehmer, die Etoy ihre intimsten Daten überlassen wollten. Das brachte die Gruppe unter Druck. Jetzt versucht sie, Teilnehmer in der Schweiz zu rekrutieren. Während der Aktion im Walcheturm soll ein 81 Jahre alter Mann aus Zug öffentlich in das Programm aufgenommen werden. «Herr Keiser gilt als der Mikrofilm-Papst der Schweiz», sagt der junge Mann. Der Archivierungs-

Experte will sich von Etoy also für immer abspeichern lassen. «Dazu legen wir grössten Wert auf offene Dateiformate und Standards!»

Der junge Mann hat Recht. Früher hiess es noch «Metro, boulot, dodo», heute «Open Source, Open Office, Open Death». Der Traum der Etoy-Truppe: Ein amerikanischer Tech-Milliardär adoptiert das Programm und garantiert dessen weiteres Bestehen. Immerhin hat sich ein Schweizer Büromöbelhändler schon dazu bereit erklärt, für die nächste Kunstmesse drei Arcanum-Kapseln zu finanzieren. Virtuelle Särge sind schliesslich auch irgendwie Möbel und passen zum Sortiment.

Werden sich viele Menschen dazu bereitklären, als Datei weiterzuleben, oder arbeitet Etoy am Ende für den Mac-Papierkorb, aus dem sich früher oder später alles mit einem sanften Rascheln verflüchtigt? Am Burning-Man-Festival, wo bekanntlich an unorthodoxen Zeitgenossen kein Mangel herrscht, fanden sich zum Leidwesen der Agenten nur drei Leute dazu bereit, den notwendigen bürokratischen Prozess zu durchlaufen und alle ihre persönlichen Daten preiszugeben. Vielleicht war den Amerikanern aber das elektronische Schweizer Superformular einfach zu lang.

Etoy selbst präsentiert sich mittlerweile nicht mehr als bunte Business-Tricksertruppe, obwohl die Agenten ihr Publikum immer noch mit der schwerzüngigen Nomenklatur höherer Geschäftswelten traktieren: Der CIO zeichnet für die IT verantwortlich, die am Ende aber doch nur einen 404 produziert. Man wähnt sich auf einer Veranstaltung des professionellen Cutting-Edge-Schweizertums, einer Art kultureller Fusion von HSG und ETH, nur ohne Teilchenbeschleuniger (aber den kriegen wir nächstes Jahr vom Kulturprozent finanziert).

Dass Etoy sich mit Tod und Religion beschäftigt, sieht nur auf den ersten Blick so aus wie medienstrategische Cleverness und smartes Heranzwängen an den neo-mittelalterlichen Zeitgeist, in dem die Gegenwart so ungemütlich erscheint, dass es sich wieder lohnt, das Jenseits auszus schmücken. Etoy befasst sich mit den letzten Dingen, weil es sich selbst weigert zu sterben, obwohl Medienkunst hoffnungslos out ist. «Wir wollen raus aus dieser Ecke», sagt der junge Mann und spricht von Repositionierung seiner Marke. Im untoten Genre der Netzkunst sind Etoy vielleicht tatsächlich die letzten wichtigen Player. Sie betreiben ihr Geschäft mit mörderischer Ernsthaftigkeit. Da wird geschweisst und gelötet, präsentiert und programmiert, dass es ein Fest ist. Der Etoy-Aktienkurs, den der junge Mann da an die Wand wirft, sieht aus wie ein ironisches Statement, aber das ist er nicht. Ich werde die ganze Zeit über das Gefühl nicht los, dass die Jungs diese Kurve ein ganzes Stück ernster nehmen als das Thema Tod. Das ist auch kein Wunder. Schliesslich geht es dabei um ihr eigenes Leben. Man muss sie schon deshalb lieben, weil sie noch da sind. Auch wenn sie sich noch so international geben: Etoy sind die wahrhaftigsten und besten Künstler der Schweiz.

Nach dem Powerpoint-Vergnügen bitten die Agenten nach draussen, zum orangefarbenen Etoy-Container. Der ist innen drin wohnlich und funktional und hat schon die ganze Welt gesehen. Auf der anderen Seite des alten Kasernenhofs lodert ein helles Lagerfeuer, um das einige Gestalten hocken. Ab und zu schreit aus einem dieser Schatten der Alkohol oder eine andere Verzweiflungsdroge.

Ich grüsse mal eben schnell einen Kollegen, der noch in der Halle steht. Er hat vergessen, dass es mich gibt. Vielleicht bin ich selbst schon kaputt und werde gerade über DeathTorrent von einem anderen User heruntergeladen. Fuck you! Ich bin copyrightgeschützt! Meine Mutti wird dich verklagen, denn sie hat meine DNA gebaut. Und die Verwertungsrechte meiner Existenz liegen bei mindestens fünf verschiedenen Verlagen! Das wird kompliziert, mein Junge!

Jetzt laufe ich auf die Militärstrasse hinaus und stinke nach Tabak und hinterlasse mit meinen dicken Gummisohlen markige Spuren im Schnee. Diese können auf zwei verschiedene Arten verschwinden: Entweder sie schmelzen weg, oder der Himmel schneit sie zu.